

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927**

1.5.1927 (No. 18)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 18



1. Mai 1927

## N. Großmann / Reise nach Holland.

Ob es ein Bild war von Amsterdam — gute, sehr gute Aufnahmen, wie all diese Reiseverlockungsbilder sind — ob es die Nähe war, „so nahe an Köln“, wie oft hört man das — ob es die tausendmal gesehenen Rembrandts und alle anderen Holländer waren — die ihr Recht verlangten, im Original zu wirken —, ich weiß es nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich nach dem Königreich der Niederlande um 1 Uhr in Köln abfuhr mit viel Mut und noch mehr Regen.

Oder war es anders? Ist das nicht gleichgültig?

Ben Lo, holländische Grenzstation. Die Uhr am Handgelenk 40 Minuten zurück, Amsterdamer Zeit. Und heraus vor den Bahnhof. Der Himmel, April, ohne Regen. Es ist lustig, immer glauben wir, kaum das Neuland betreten, schon die merkwürdigsten Dinge sehen zu müssen. Was aber bot sich?

Selber Backsteinbau (an Backsteinbauten fehlt es wahrlich nicht in diesen Gefilden, Erklärung: alles Sandboden) als Bahnhof, Autocars, lange Baumallee, Läden, Arzthäuser, es bleibt der Eindruck von durchgängig Wohlstand (an denen es wahrlich nicht fehlt in diesen Gefilden, Erklärung: Krieg Passivität, Aktivität der Vermögenszunahme), überall auf den Schilden der holländische Reichadel „van“. Nach 500 Meter steht am Eingang der eigentlichen Stadt ein frohsehnender Christus, dem Orte zugewandt, regni sui cives darunter; eine enge Gemeinschaft muß zwischen König und Bürgerschaft bestehen. Eine Coiffeur-Adentüre tut klingeln, und der einseifende Junge ist so sauber wie das Sprichwort von unserem Nachbarstaat.

Ein Bommeltrein, will sagen Bummelzug, fährt nach Eindhoven weiter. Hinter Benlo übt der Königin ihr Militär Vortritt, und dann kommt endloses Dorf, durchkreuzt, durchflochten gar von Kanälen, schmalen und breiten. Und erlaubt sich der Boden, sich ein klein wenig zu wellen, gar zu erheben, sofort ist er mir nichts, dir nichts angepflanzt, bebaut, kurz: ausgenüht. Die Häuschen blinken im Fluge — wieder vor Sauberkeit. Es ist schon so. — Viehweiden. Es wird sehr langsam Abend.

Die Knie muß ich anziehen, die Ellenbogen eng an mich nehmen und überhaupt schmal werden: eine echt holländische Bauernfamilie füllt das Coupé aus. Teils Trachten, teils dummkädtisch. Es riecht nach Seife, nach Wasser und gebleichter Wäsche. Reuter erzählt, ich lausche. Großmutter's Haube ist hundertmal gefaltet. „Eindhoven umsteigen, Schnellzug Rotterdam.“ Dunkel ist's und der Zug recht mächtig von Mähtigen besetzt. Die Ebene rings scheint flacher, gedehnter, ununterbrochener als die hinter Düsseldorf. Die Bahn eilt schnurgerade durchs Land. Einmal lese ich Dordrecht, und der Seydlitz meldet sich unangenehm. Holländische Backfische (es klingt wie zum Essen) steigen ein, tuscheln wie in Meutlingen. Draußen gibt es vereinzelte Lichter, obligatorische Windmühlen und gährende Schwärze. Hamsuns Gedichte lassen mich solange nicht los, bis es ganz hell vor den Scheiben ist.

Viaduktgeräusch, Wasser, endloser Wasserpiegel, gelbzitternde Lichtbrücken, Häuferrückwände, immer noch Brückenrollen, Bremsen, Lichtpläne mit Autos, Blumenläden, Trams, Rückwände. In hellen Küchen wird gegessen, gespült, Zeitung gelesen, debattiert. Glashalle, Rotterdam, Hauptbahnhof. Halt.

Ein Südafrikaner, ein Kapitän, holt mich mit noch zwei Burenstudenten ab. Schleppezug ins „Südholland“-Hotel. Die zwei Jungens haben gutgeschnittene, breite Gesichter und können Deutsch — o Wunder, weil sie es gelernt haben, in der Schule, zu Hause, sogar während des Krieges. Der Eindruck einer Hafens-

stadt, analog Hamburg, geht nicht weg; obgleich ich will, daß ich „Anderes“ sähe.

Auch am nächsten Morgen ist es so. Selbst der Regen hat in diesem Lande etwas unendlich Herablassendes. Das Museum Voymanns öffnet sich gastlich, und für 4 Stunden sehen wir (der Südafrikaner und ich) keine gemütlichen Schutleute mit Degen gleich Spazierstöcken, keine Fischhallen, keine Hauptstraßen mehr. In Mexiko schwing zu Beethoven's Ehrung die Jazzmusik, man erlasse mir die Kommentierung zu Rembrandt, Ostade, van Vliet, de Vooch, van Gogh und Moe's. O es sind noch mehr, aber das waren die stärksten. Und ein Gutes war dabei: die Wärter laufen nicht nach, spielen nicht Detektiv wie so oft, tragen weißgrüngestreifte Westen, Admiralsborden und sind beinahe europäisch höflich.

Nichts ist auf Fels gebaut in dieser betriebheissen Stadt. Am Binnenweg ist das berühmte, weltberühmte Hospital; die Kranken haben zumindest tagsüber recht viel Straßenlärm zu hören. Doch wie dem sei, das Gymnasium Erasmus steht gegenüber — mit einem schon sehr guten Siebel. Den Boulevard abwärts steht das Rathaus auf 5900 Pfählen. Unsichtbar natürlich, weil eingerammt. Spürbar ist nur die Atmosphäre des verächtlichen Zandstraatviertels, das zugeworfen. Spürbar der Wille, hier noch mehr Monumenta zu Ehren zu errichten.

Warum die braven Rotterdamer alles anglikanisieren, bleibt mir wohl immer unverständlich. Vom Lunderoom bis zur Miff Blanche-Zigarette dominiert Britannien. Unangenehm ist es, und zugleich ein Beweis, daß nicht nur unsere Heimat sich nicht gut genug scheint.

Durch die eine schöne Passage, durch die übervolle Haagstraat zur Grooten Kerk oder Laurentiuskirche. „Der Turm bleibt geschlossen,“ erklärt kategorisch der mächtige Küster; betrübt suchen wir das Witte Huys (Weißes Haus), Rotterdams Wahrzeichen, 40 Meter hoch. Ein Fahrstuhl (merkwürdig, ohne Spiegel), einige eiserne Treppen mit wenig Geländer, und da bläst ein Wind, ein Wind von der See, mit Salzgeschmack und Tanageruch — 1000 Stadtgeräusche. Im ganzen Kreise, ringsum, breitet sich das Häusermeer (wie es immer heißt), eingeschachtelt durch Kanäle, umsäumt von Grachten, durchschnitten von Hafenanlagen, Kais und Piers. Die Maas fließt dort, die Willemsbrug ist randvoll mit Wagen und kleinen, schwarzen Menschen, Möwen fliegen vorbei, Gewölke jagt dort hinten; draußen, wo das Meer als Ahnung und Wirklichkeit brandet.

Der Haag. Ein verüllter Glanz von Friedenskonferenzen, Diplomaten, Königshof, Luxusbezirk zog an.

In unglaublich kurzer Zeit waren wir da. Ich hatte es mir gewünscht, obwohl Rotterdam gewiß nicht „fertig“ war. Nichts ist Zufall. Man muß ihn ausnützen: Hic Rhodus, hic salto mortale. Um 9 Uhr kamen wir abends an, um 10 Uhr waren wir verirrt, verirrt in irgend einem der unzählbar aufs Haar gleichen Villenvierteln dieser Hofstadt. Alles schlief, wenigstens alles war dunkel. Ob man hier mehr Schlaf braucht? Ich frug endlich ein Dienstmädchen mit meinem geringen Holländisch nach dem Bahnhof Sie wußte es nicht. Glückliches Mädel, glückliche Stadt. Um 11 Uhr hielt ein wundervoller Mercedes vor einer Parktäre, der Chauffeur konnte sogar Französisch. Ich fand zurück.

Da war schon mehr Leben, in Reihen sangen kleine Verkäuferinnen ein Fischerlied, die Jazzbands tollten aus offenen Cafés, Blumen standen in allen Läden, die bis 12 Uhr offen haben.

Schnecken gleich fahren die langen, dunkeln Privatautos, die Wiesen sind grün (bei Tag), Briefkästen rot, aber so selten, jedenfalls seltener wie die Polizisten mit weißen Mänteln und fabelhafter Auskunftsberedtheit. Die Häuser nieder, bis auf wenige modernstilige nüchterne Großgeschäftshäuser. O, was sind die Blumen in Seidentüchern billig. Rosen, Tulpen, Narzissen, Krokus, Hyazinthen, zum Spotten billig. Ich spottete nicht. Holland hat klugerweise seine Millionäre bis jetzt nicht festgelegt, wie Deutschland, es muß hier wimmeln, überlaufen. Es gibt hier Trams, auf denen steht Endstation Ostindien, es gibt hier Grachten ohne beladene Kähne; sie sind einfach da, vereinfachen, verschönern und riechen nach Wasser. Wenn man 50 Cents zahlen darf, ist die königliche Familie abwesend und die Säle zu sehen — im Schloß und im wundervoll gelegenen Haus de Bosch — Haus im Wald.

Spinoza ist hier gestorben. Ich wollte in sein Haus, eine Frau sagte mir auf halber Stiege, ich müßte bis September warten. Soviel Zeit hatte ich nicht, aber lange stand ich vor seinem Denkmal. Spinoza sitzt da, jugendliches Gesicht, das er stützt mit der rechten griffelhaltenden Hand. Die andere ruht tafelhaltend auf dem Knie.

Es ist ein denkwürdiges, symbolhaftes Mal. Man kann vieles vergessen lernen und — noch mehr glauben lernen in ähnlicher Verfunkenheit — vor diesem Manne.

Gleich dahinter ist ein dunkles Spinoza-Café. Die holländischen Hunde scheinen lebenswürdiger zu sein, denn die unsern. Sie laufen unter den Karren, fest mitziehend, der Mann voraus an der Deichsel. Sie brauchen keine Peitsche. Ob sie schon in frühesten Jugend Joghurt getrunken haben? Um die Mittagszeit fand ich mich plötzlich im Binnenhafen. (Der Südafrikaner hatte sich in einem Antiquariat festgeankert.) Alles stand voll Menschen und Motorräder, auf denen sprung- und fahrerechte Ordnungsmänner saßen: Die Erste Kammer verhandelt über den holländisch-belgischen Schiedsvertrag. Vor dem Hof schwammen Schwäne, die Wolken spiegeln sich langsam und gründlich im Wasser, das blaugrün die beiden Kammern der Generalstaaten, den Staatsrat, Türme, Galerien und Nebenhöfe beruhigend umgibt. Als ich am Ende des Kais stand, sah ich hinter einem Fenster dieselben gebiegenen freigestellten Museumsdienergesichter, wie in Rotterdam. Sie hüteten das Mauritiushuis mit der weit über Europa hinaus bekannten Bildergalerie, „Königlich-Kabinett van Schilderijen“. Kein Haager Bürger mit rundrötlichem Gesicht (auch kein blaffer, es soll solche geben, geht die Mär) sah mich folgenden Tag. Auf den gepolsterten Bänken der Mauritiushuiszäule lag ich, sah ich, ich stand und staunte, staunte, wurde froh und traurig: Plappern gehört zum Handwerk, nicht zur Kunst, lieber Vater. Gehe hin, auch du wirst schweigen. Du findest neben Rubens, Helene Fourment, Breughel grandioses Paradies. Neben van Dyck aufgelistetem, wundersam zurückhaltendem Antwerpener Kunstfreund die schmerzvolle Beweinung Christi aus der Schule des R. van der Weyden. Es scheint in infinitum.

Ueberholt, nicht mehr ausnahmsfähig, sehe ich mich nach Torfsluis in ein Café. Gegenüber weiden Hebe, dahinter sind die Türme einer amerikanischen Petroleumgesellschaft, Hovequipsagen werden spazieren geführt. Alles ist ruhig, geht sicher, weiß Ziele ohne Kampf; gestern abend waren auch nur die Bibliotheksfenster des Friedenspalastes am Weg nach Scheveningen beleuchtet. Es scheint, man muß den Frieden allein in Genf oder in Büchern suchen. Doch ist hier wenigstens viel, viele atemvolle Ruhe.

Hupen wecken mich, 's Gravenhagische Hupen, die Zeit haben, doch unermüdblich sich wiederholen. Eine herrliche Aprilsonne stand am ganz klaren Himmel. Auf nach Scheveningen — durch eine dicke, breite Dichter-Allee. Später wird das Dichten etwas schwierig, durch Villen, Pensionen und wieder Villen. Die Bahn biegt ins Fischerdorf scharf rechts um. Alle Frauen in Tracht, wech herrlichen Kontrast muß das zum weißlichen Paris und Newyork im heißen Sommer bilden. Die großen Hotels haben statt der Fenster Holzverkleidungen, sie strecken sich wie tot um das Kurhaus.

Das Meer gelbgrün und grün. Tengjongs „Brid, Brid, Brid“ summend, geh ich im weißweichen Sand. Kein Mensch.

Doch dort zwei Leute zu Pferd im Galopp. Liebermannsbild par excellence; sie rasen vorbei, die Tritte füllen sich mit Wasser und ihre Köpfe verraten echte Reiter von der königlichen Armee. Die Wellenkämme schwellen, steigen, überstürzen, eine tote Kasse und weiter ein halbversauter Strandkorb, Hunderte von Muscheln. Das ewige Lied, gibt es da noch etwas zu sagen?

Es will nimmer enden und leeren, als sollte das Meer noch ein Meer gebären. Warum ich immer an Liszt's Sonaten denken muß. — Draußen glitzert und lacht die Sonne in breiten Streifen auf scheinbar ruhigen Wassern.

Ich stehe im Zuge nach Haarlem, „berühmt durch Blumenzucht“ . . . es fällt wie ein automatisches Klappchen im Gehirn beim Kapstädter, wie bei mir. Von Pforzheim bis Kap Horn: es lebe die Geographiestunde.

Doch: Was gab uns Holland? Es gab den Thomas a Kempis und Jan van Ruysbroec zu unserem mystischen Mittelalter. Es gab der Freiheit das tolle Gesenktied: „Wilhelmus von Nassauwen ben id van dingshem bloet. Den vaeterlandt getrouwhe blig id tot in den doet“ . . .

Was weiter? Der Name der Gerechtigkeit heißt Multatuli. Hinter ihm kennt man kaum die Roland Holst. Aber man kennt van Eeder als Anwalt der Menschheit. . . .

Wälle, Kanäle, Blumenfelder. Jaghaft kommen die ersten Narzissen, ein rührendes Gelb. O hort blühen schon, gewirkt, breit,

Tulpen. Jede ist, wie René Schickels sie beschreibt. Jetzt sind sie da, wundervolles Rot, fleischgelb, mehrgrüne, breittastige Stengel, Felder, Felder, Felder . . .

Der Krieg brachte uns die stammverwandte flämische Literatur. Der Essayist F. M. Hübler hat von der Mystik des Mittelalters sie bis zu dem Gethoud nach Deutschland transponiert.

„Da ist ein wundervolles braunes Segelboot? Es fährt so behaglich, so: komm es wie es komm.“ Alle auf ihm rauchen Pfeife, es scheint sie stammen über den flirrenden Eilzug. — Man hat in Deutschland, nicht nur aus politischem Interesse, diese germanisch breite und saftige Kunst, für die de Coster das europäische Wahrzeichen ist, aufgenommen.

. . . Haarlem. Großer Bahnhof. Der Südafrikaner meint, es müsse hier schöne Mädels geben. Wir juchen und sind nicht unangenehm überrascht. Ein großstädtisches Dorf. Von der Barockkirche (Ende 15. Jahrh.) läutet ein entzückendes Glockenspiel. Vielleicht zu Ehren des in ihm ruhenden Dichters Willem Bilderdijk. Wann werden bei uns Dichter in Gotteshäuser gelegt? Die Grachten sind voll Blumenfähne, Blumenschlepper. Ueberraschend schnell ist der Himmel bewölkt. In Südafrika ginge es langsamer, meint man neben mir. Ich frug nicht, ob alles langsamer geht. Wir juchen schweigend und sehr intensiv das Franz-Hals-Museum. Endlich — es war es wert.

Endlose Räume, Kamine, ergreifend geschnitzte Schränke, 16./17. Jahrhundert. — Ich bin ganz allein. Der Kollege blieb in der Folterkammer; alle Buern sind naiv. Wird ich's auch hier? Es liegt eine nicht mehr meßbare Stille in den Räumen. Draußen fällt sachte Regen, immerzu. Die Bürger schauen aus nachgebundenen Bildern mit hellen Gesichtern auf mich oder irgendwohin. Es ist beinahe traumhaft. Kein Aufseher, kein Wollen, nur Vergangenheit, berührende, von unten langsam greifende Vergangenheit, stammverwandte, stumme Totenstille, in der lautloses Leben herrscht. Es duftet nach Unennbarem. Goldene Uhren stehen auf 12 Uhr. — Es war das Armenhaus ganz früher.

In 20 Minuten brachte uns ein Tram nach Delft. Studentenstadt, Porzellanstadt. Beides verträgt sich offenbar. Es ist im Viereck gebaut und zauberhaft. Es ist alles zum Wasen da, und Industrie ist ganz isoliert draußen. Alle Grachten sind gebogen überbrückt und sind still und erwarten nichts mehr. Das Glockenspiel seiner Nieuwe Kerk fällt, allständig herrlich sich erinnernd, auf das Denkmal Wilhelms von Nassau-Dracien und schwingt weiter in die Gassen und Gardinenfenster. Blau ist das Porzellan, blau stehen Narzissen da, blau steht der Delfter Himmel darüber. Es ist schon eine Legende.

Und Leiden. Welches Gewicht, welche historische Schwere. Alles lebt da nebeneinander. Die Professoren lesen einmal in der Woche, und mir erzählt ein Philologe, daß gerade dann oft „etwas Wichtiges dazwischentame“. Die Universität ist so alt, 1575, ihre Neubauten so neu. Die Wände sind bemalt mit Examennoten, es stört niemand. Im Gegenteil, der Sekretär zeigte uns voll Stolz diese Niederlegungen. Im Senatsaal sind alle Wände mit geschnittenen Köpfen bemalt, jeder, der hier Weisheit von sich gab, wird hier vermalt, der Sekretär meint aber, verewigt. Draußen sind Bäume und ethnographische Museen und botanische Gärten und breite Brücken über Grachten. Dichtgedrängt mit prachtvoll gesundem Vieh steht der Markt. Wir hören das Fellschen noch vor der Stadtwage, die Bildhauerarbeiten zeigt in welchem Marmor von Nambout Verholst.

Länge, lange standen wir und photographierten das Rennaisance-Stadthaus. Reisender, kommst du nach Leiden. . . . Aber wir fühlen uns nicht als Führer, zumal als in einem Antiquariat uns die alte Frau erklärte beim Zeigen ostindischer Säbel — als wir frugen, ob es indisch oder indianisch wäre —: „Nicht alles ist Amerika, Indien ist Holland und echt“.

Es ging ein guter Wind durch Leiden. Ein Nordseewind, und so fuhren wir voll Erwartung nach Amst er dam.

Man muß in diese tausendmal gehörten und „gelesenen“ Städte abends kommen. Es war 1/7 Uhr, als unser Zug scharf bremste und die weißbefittelten Gepäcträger sich überboten. Vor der Zentralkation brannten Lichter aus Hotelfenstern, Lichter aus Bogenslampen, Lichter bauten seltsam glitzernde Brücken auf den breiten Grachten. Und in hundert Seidentüchern gab es Tulpen, leuchtend, aufgeschlossene, lange Tulpen. Die Farben waren blaß und abend-adelig. Mit elektrischem Licht überschüttet.

Die Pawlowa kommt hier tanzen. Pola Negri spielt hier carmenhaft und überall in Buchläden liegen Beethovenbücher, Freud und Wassermann, von oben und seithaft angestrahlt. Es war ein glücklicher Abend. Ohne zu wissen wie, waren wir in dunkeln Durchgängen. Ohne zu orientieren, lauschten wir dem gurgelnden Ton der endlosen Verzweigungen der Kanäle. Dieser Hafen ist keiner, er streckt seine beweglichen Glieder ins Land, in die Häuser und Baracken hinein, er lebt zwischen den Fleischläden und Bordellen, er windet sich zur dunkelbewachten Diamantschleiferei und kommt im Getho breit zum hellen Vorschein. Darüber wachen Hunde und Sterne. Menschen und Lichterklare gingen unter in dieser tollen Verslochtenheit menschlichen Steinbaus, menschlicher Atmosphäre in Wasser und Abdichtung. Salzig der Luftgeschmack, traumhaft Jazz und blinder Geiger, beglückend aufgebrodener Goldregen, japanisch je und je geschwungene Brücken, großstädtisches Tramläuten, mittelalterlich das Glockenspiel von nicht zu fassenden Türmen, warm und nah aufgefingene Holländisch, mütterlich die Nacht. Wenn Glück da ist, das transparente Gesicht einer selten-seltamen Stadt zu sehen, fühlen wir es nicht, und wenn es war, wissen wir es wohl, aber es ist schon Legende hinter Jahren und dem Meere.

So ging das Gesicht dieser Stadt im Schlafe unter und wir sahen uns seine Einzelzüge, vom Leben eingegraben, und ihre Anlage mit viel Interesse und Spannung an, taghell und nüchtern. Der Name dieser Metropole soll von einem Damm herrühren. Wie ein lebendiger Halbmond streckt sich das Ganze um den Zi, einen Busen der Zundersee. Die traditionelle Stadt- und Hafenumrundfahrt brachte ein organisch Vielfältiges.

Fische, Tausende von weißen silbernen Fischen lagen starr mit großen Augen übereinander in Käben hinter schwarzen Brücken. Karbolgeruch, da schien es, man fahre ins Krankenhaus, das den Weg versperrte. Fordwagen hielten an hölzernen Liflifabriken, es wurde dunkel wie in manchen Atern Benedigs. Papageien sahen spöttisch hinter farbige aufgereihter Wäsche auf uns Gleitende, schmutzige Kinder mit portugiesischen Gesichtern warfen Holzstücke und sangen tolle Dinge, es wurde hell und breit. Ostindien dampfer wurden märchenhaft unten angestrichen, Privatjachten wie aus feinstem Zypressenholz jagten vorbei, endlos hohen Silos zu. Wir hielten uns fest, sehr fest, es kamen Hafenwellen impertinent über den Kiel, es breitete sich ganz groß und großzügig ringsum, immer wieder Anlagen meisterhafter Technik. Kranen waren Fragen- oder Wahrzeichen, breitbrüstige Schlepper Musfiker, wir lehrten in einem halbmondartigen Bogen langsam um.

In einem indischen Restaurant bei 14 mimosenhaften Gerichten fanden Südafrika und ich, daß es nichts sei mit unserer gewollten Nüchternheit. Lächerlich, falls man nicht mit der Bürde zu tun hat. Der Ton dieser Stadt beginnt vielleicht beim Nordseeanal, der ein herrliches Silberband ist, fliegt über das Palais

am Dam, sich verstärkend an der gotischen Nieuwe Kerf, unheimlich zum Ost-Indische Guis. Das Gehirn dieser Stadt arbeitet sehr unablässig, fast versteckt im Indemannshuis der Universität durch Hoogstraat hindurch im Rathaus. Erinnerungen, in sich vollendete häufen sich, sind geborgen und bewacht und wiederherstellbar allezeit im grandiosen Reichsmuseum am hellgrün weidenbewachsenen Vondelpark, im Museum Six, im, im . . . .

Was nützen hier Aufzählungen? Das Leben duldet keinen Aufschub. Diese 715 000 Menschen aller Nationen haben Mäuler, haben Ohren, die vieles hören und hören müssen. Baruch Spinoza hat am Waterloo plein diese Welt zum erstenmal gesehen. Rembrandt steht in Erz da, es gibt einen Beguinenhof, er ist mehr als ein Märchen, er ist etwas Unglaubliches in diesem Fluten und Betrieb. Katzen, Vögel, alte Frauen, weiß-schwarze Schwestern, goldene Strahlenkronen hinter gebräunten Schmerzensheilandern in bequämlig gepflegtem Hofgarten, abgetrennt von allem, und allen erreichbar.

Dampfer gleich unseren Bodenseeschiffen fahren zentrifugal nach allen Richtungen in Kanäle weithin ins Land, in die Zundersee, zum Meere.

Die Niesstadt hat Einfluß, wo man hinfährt. Am Kiel stehend, dieses Land immer wieder anschauend, das tiefer liegt als unsere Wasserstraße; in ungeheuren Wölbungen wirft sich die Nordsee wolke darüber; unsagbare Stille weht über plantagenhaft kolonialerotische Unabsehbarkeit der Blumenfelder. Walzwerke, hämmernde, kommen und bleiben. Eisenbahnbrücken, drehbare, werfen Schatten, bleiben. Leise stampft das Schiff. Es ist doch wie ein riesiger Garten und die Heimat Südafrikas. (Er gab es zu.)

### Paul Strack / Durlach vor 300 Jahren.

#### II. Die Pest in Durlach vor 300 Jahren.

Ueber ganz Deutschland hin zeugen noch heute zahlreiche Pestkreuze von dem furchtbaren Unheil und massenhaften Sterben, das die Pest in früheren Jahrhunderten allenthalben verursacht hat. Wie im 30jährigen Krieg die Pest in Durlach geführt war und mit welchen Mitteln man bestrbt war, dieser Gefahr zu begegnen, das zeigt uns wiederum das Ratsprotokoll.

Am 6. Februar 1627 richtet der Vader Sebastian Schel in Durlach folgende Eingabe an den Markgrafen:

„Vor nunmehr einem Viertel Jahr ist auß Ew. Fürstl. Gn. sonderbarem Fürstl. en bevelch mir fürdirt, bis auff enderung, Und biß der liebe Gott die schädlich Seuch der Pest von Uns widerumb gn. abwenden möcht, kein Badtag mehr zu halten, hingegen aber diejenigen, welche mit erküerter Krankheit inficirt werden möchten, zu visitiren und Ihnen nach Vermögen Rath zu schaffn, amptlich injungirt und uferlegt worden, welchem Ich auch bißher Unanzusehen der Peiste Punct, nemlich die curirung dergleichen inficirter Personen mir nicht, vielmehr dem jüngsten Meister Barbirer Handwerks gebüret hatte, gehorsamen Fleißes nachgesehet, demnach aber ich das Gesind bißher mit großem meinem schaden aufgehalten, Sintemal Selbige nichts zu arbeiten gehabt, hingegen nichts dertoweniger der Coften mit essen, trincken, auff Lohn usgangen, deßgleichen ich in schwerem Hauksitz siße, dabei aber in der Zeit sehr wenig verdienet und andere Meister, benantlich Adam Jud und Christoph Steger sich des Schreyffens hin und wider in Häusern angemahet, dessen Sie doch keineswegs besuget oder macht haben, Nunmehr auch (dem Allerhöchsten sey darfür lob und danck gesaget) der Pufft in alhiefiger Statt und allen Amptsflecken (außerhalb Sellingen, welche Underthanen ohnedas nicht hereindörfften) widerumb gesundt und gut, Ueberdieß hierbey auch dieses zu consideriren, daß allein wegen Mangel des schreyffens viel leuth, die Zeit über man kein Badtag alhie gehalten, schwerlich krank worden, Und da die Badstube lenger also gesperrt sein solte, mein äußerstes endliches Verderben darauff stünde, als hab ich Ew. Fürstl. Gnaden ein solches, ersehend meiner hohen notturfft nach, in Underthenigkeit elagend anzubringen, keinen Umbgang nennen sollen, gehorsamblich bittend, dieselbe oberzehltet gn. zu beherzigen Und daß ich die Badtag widerumb halten dürffte, zu bewilligen, gn. geruhen wollen. Hierdurch würdt mir eine hohe Fürstl. Gnad erwiesen, die ich die tag meines Lebens nimmer vergessen will, Ew. Fürstl. Gnaden zugleich dem Allerhöchsten etc.“

Rat und Gericht legen diese Eingabe dem Markgrafen mit Bericht vom gleichen Tag mit einer Neuserung besfürwortend vor, in der es u. a. heißt:

„Dabei Ew. F. Gnaden gehorsamblich unvorzuhalten lassen, daß besagete Gerichts- und Ratsverwandten insgesampt und Underthenig, doch Unvorgreifflich Meinung gewesen, daß denselben, wo nicht in der Woch zween, doch außs wenigsten einen Badtag zu halten wol willfahret werden könnte, In gn. Betrachtung, an der Pest (Gott sey Danck) für dießmal kein einiger Mensch alhie mehr krankh lize, Und auß den inficirten Dextern ohnedas niemandt in die Statt gelassen werde . . .“ Schel war aber auch jetzt noch nicht zufrieden; er richtete vielmehr am 28. Februar 1627 folgende weitere Eingabe an den Markgrafen:

„Durchläuchtigster Hochgeborener Fürst, Ew. Fürstl. Gnaden seyen mein gnedigster Fürst und Herr! Was gestalt bey Ew. F. Gn., den 6ten dieses zu endt lauffenden Monats Februarij, Umb gn. Concession, daß ich

das Bad widerumb halten dürffe, in schriftten underthenig angeuch und gebetten, daß haben dieselben noch in frischem angebedenken. Ob nun wohl Ich der Underthenig Hoffnung gelebt, Ew. F. Gn. auß damaligen eingeführten erheblichen Motiven und Urriachen mir mit Willfahr erschein und, daß die Badstuben widerumb gewärmet werden möchte, and. bewilligen würden, So bin ich doch von Ew. F. Gn. löblichen alhiefigen Beampten crafft Ihnen ertheiltten gn. bevehthes noch umb etwas zur Geduld gewiesen worden.

Wan aber, gn. Fürst und Herr, obangedeulte in ersterer meiner Underthenige Supplication allegirte Ursach iesiger Zeit noch mehr militiren, In gn. Betrachtung nicht allein in der Stadt (Gott sey Danck) kein einziger Mensch mehr an der Pest darnieder ligt, sondern auch in umliegenden Orten und Dörffern die Luft sich gleichfalls widerumb geendert und gebedert, außerhalb daß zu Sellingen, welche Underthanen aber ohne daß noch nicht in die Statt dürffen, die Woch noch ein oder zum höchsten zwö Personen an erwehnter Krankheit sterben, über dieß Pforzheim (solde zwar, wie ich berichtet, die Badstüb niemals gesperrt gewesen) Etlingen, Jölingen etc., alda die leuth häufig hinlauffen, das Badt gehalten würdt, wordurch dan Ew. F. Gn. an Umbgelt, Zoll und anderem großer Abbruch geschicht, nicht weniger die Wochenmärckt geringert und, da das Verbott nicht widerumb relaxirt werden solte, mein Verderben darauff stünde, als hatt mein höchste notturfft erfordert, bey Ew. F. Gn. Underthenigst Annamung zu thun, deßhalb an dieselbe mein Undertheniges hochsteitiges ansuchen und Bitt hiemit ist, Sie wollen Obiges alles in Fürstl. Gnaden consideriren und gestatten, daß das Bad widerumb gewärmet, und gehalten werden dürffe. Gleichwie man mir hiedurch . . . .

Sebastian Schel, Vader dajelbit.“

In dem darauffhin erstatteten Amtsbericht vom gleichen Tag heißt es:

„Es hatt, die Zeit über das Badt gesperrt gewesen, die ersahrung Besuget, daß viel leuth, welche das Schreyffen übergangen, krankh worden, So geschicht Ew. F. Gn. und Gemeiner Statt, auch an Umbgelt nicht geringer Abbruch Weggelt, Zoll und anderem, Sintemal die frembde Personen, welche das Badt alhie besuogen, gemeinlich in das Würtshaus zu gehen und ein Trunch zu thun pflegen, ebenmehig werden die Wochenmärckt geschmäleret, und thut besageter gemeinder Statt alhie, dem Vader das Wochengelt \*) lange zu lieffern schwer fallen, Weil nun durch Gottes Gnad an die Pestilentzie Seuch alhie oder andern Orts Unkeres abewohnten Ampts, außerhalb Sellingen, niemandt mehr krankh ligt, deßgleichen an anderen benachbarten Orten die Luft widerumb gut, So steht bey Ew. F. Gn. anedigem Belieben und wolgeschallen, ob Sie den Supplicanten anediege Willfahr erweisen wollen . . . .“

War damals die Seuche derartig erloschen, daß dem Antrag des Vaders stattgegeben werden konnte, so beweisen die Verhandlungen vom September 1627, daß bereits ein halbes Jahr später die Pest abermals Eingang in Durlach gehalten hat, und daß zum Schutz vor der drohenden Verbreitung umfangreiche, bis ins einzelne gehende Vorbereitungen getroffen wurden. Vergl. hierzu das Ratsprotokoll vom 20. September 1627, wo es heißt:

„Herr Undervoget proponiert, daß er diesen Vormittag uff die Canzlen erfordert und Ihm vorgehalten worden, daß die Pest leyder Gotterbarms alhie in der Statt abermal einreisen wolte, derowegen gehörige Anstalt zu machen, diese Ding so viel mög-

\*) Kriegassteuer.

lich zu removiren nemlich gewisse Personen zum Austragen zu verordnen,

Krankenwärter, denen, darinn die Infection grafire, die Häuser zu verschließen, das Gutedenleuthhaus zuzurichten, damit Dienstbotten hinaufgeführt und gelegt werden können, den Trägern Wochengelt zu verordnen, das Bad zu verschließen, die Gassen sauber zu halten, einen Barbier zu verordnen."

Der Rat nahm dann auch sofort die notwendigen Verhandlungen auf, deren Ergebnis der Untervogt bereits am 23. September 1627 dem Markgrafen berichtet:

"Nachdem Ew. Fürstl. Gnaden Herr Statthalter, Cansler und Rätb mit vorgestriegen Donnerstag gn. anbevolhen, weil der Liebe getreue Gott alhiefige Statt mit der gefehrlichen Pestilenzischen Seuch, leyder abermalen heimgesucht, die amptliche Verfügung zu thun, damit ein gewisser Barbierer, der zu dergleichen inficirten Personen gehe und Selbige curire, Nicht weniger verschiedene Personen zur Wartung der Krankhen, auch austragung der Verstorbeneu bestellt, und demselben der ordinari Belohnung wochentlich ein Wartgelt verordnet, das Gutedenleuthhaus zugerüstet, das Bad verbotten, die Gassen hin und wider sauber gehalten werden, und was dergleichen Puncten mehr sein, Als hab ich gleich nach dem Morgeneffen erwehnths tags Gericht und Rath zusammen bescheiden lassen, und mit denselben auß der Sach communicirt, darauff zu denen Personen, welche nicht veste laboriren, sondern nur an anderen Krankheiten darniderligen, als Wärterin verordnet nachfolgende sechs Weibspersonen, benantlich:

1. Christoph Rosser und
2. Simon Gall Wittiben, beide im Spital,
3. Hans Kobians Wittib,
4. Bektin Boppes Wittib bei Jung Hans Weichen,
5. Wendel Walthenher Wittib und
6. Sebastian Meinbers Tochter, das Becken Bärbele genannt,

zu denen aber, welche mit Seuch inficiret:

- die Mauseferin bey Philipp Biner's Wittib,
- Hans Meyers Wittib bei Peter Deising dem Schneider,
- Jacob List Wittib bey Hans Badern dem Zimmermann,
- Wendel Meyen Wittib in Franz Herzogen Behausung neben der Sonnen,
- Albrecht Grölers des Trommeters Wittib bei Martin Sebolden,
- Agathe des Kochs Wittib bey Stephan dem Gutscher,

welche 6 sich uff Begeren icheo alsobalden, Nachgeschriebene aber, alsdann vorerst, da man, wider Verhoffen, an Obigen nicht genug hatte, gebrauchen lassen sollen, nemlich:

- des Appenmüllers Tochter in dem Häußlin neben Peter Cunen,
- Augustin Stegman's Tochter bey Selklin dem Gutscher,
- Wolff Walthers Wittib in der verstorbenen alten Pfarrerin zu Wolfarthsweyer Behausung,
- Hans Walthers von Au Tochter im Schlaghaus

verordnet, von Mannspersonen aber seind zur Wartung, Zuschaffung ein oder ander Notturnst, auch Todtenträger seind nominirt und vorgeschlagen worden:

- Stephan Dieß,
- Sebastian Heßler,
- Hans Meyer der Zimmermann,
- Erhardt Ruff des Appenmüllers Sohn,
- Hans Georg Dikinger,
- Wendel Schneider,
- Peter Spöckler,
- Hans Georg Entlin.

Und ist den Trägern von der Person auszutragen jedem gemacht 6 B.; denen Mann- und Weibspersonen aber, so der Krankheit warten, auch ihnen ein und ander Zutragen, zur Belohnung Tag und Nacht 4 B. samt essen und trinden, Sodann als ein Wartgelt, welches auß dem Hoff- und Stattallmüßen zu nemmen, wochentlich 4 Baken gemacht, welches alles denselben gestrigen Frentags nach der Predigt vorgehalten und eröffnet worden, und obwohl ettliche sich darob gravirt und Beschwerdt, ist ihnen doch andeutung beschehen, daß es vor dießmal bey so beschaffenen Dingen anderst nicht sein könne, Und dem nach auch Vorkommen, daß der Todtengräber wie in gleichen die Schreiner, so die Todtenbäum machen, die Leuth umb etwas übernemmen, So ist dieß, doch auff Ew. Fürstl. Gnaden gnedige approbation, verordnet, von einem gewölbten Todtenbaum von Personen, so

über 15 Jahr alt 18 B.,  
von einem glatten 12 B.,

von einem aber, so von jungen Leuth über 15 Jahren gemacht wirdt, 10 B. oder auch weniger,

Jenem aber von einer alten Person zu vergraben 12 B.,  
und von einer mittelmäßigen 12 Jährigen 7 B.

Ebenemäßig ist auch beiden Allmüßenpflegern, denen das Gutedenleuthhaus anbevolhen, ussergelegt worden, beßelb zu visitiren, und dahin zuzusehen, daß es mit Betten, Defen, Fenstern auch anderem der Notturnst nach versehen seye, die auch deme nachsehen werden.

Dabey Ew. Fürstl. Gnaden Ich underthenig Unangefügelt nicht lassen soll, daß Burgermeister und Rath die Anzeig gethan, daß dergleichen Costen hiebevur Jeberzelt halb auß dem Hoff-, die andere Helfft aber auß dem Stattallmüßen bezahlt und also auch die Intrad. liquitirt worden seyen, mit Underthen. Witt, Ew. F. Gn. gnedige Bevelch ertheilen wolt, daß es fürdier noch also observirt und bei dem alten Herkommen gelassen werden solte.

Den Barbierer betreffend, ist deswegen der Vader beschickt und nach beschehener Anzeig, daß biß uff enderung die Badstüb nicht gewärmet werden soll, befragt worden, ob Er sich bey inficirten Personen Gebrauchen lassen wolt, der hatt sich theils wegen seiner Krankheit, theils damit, daß die Leuth ihn alsobald schreyeten Und dardurch großer abbruch an seiner Nahrung beschehen that, da sonst Er den Leuthen hin und wider in den Häußern schreyen und zu den Patientibus gehen könnte, excusiret, dabeneben aber seinen Gesellen Hans Gall Schott von Sellingen dergestalt vorgeschlagen, daß demselben ein besonder losament neben dem Wartgelt zuwegegebracht werden solte, da dann von Bürger- und Baumeister anregung beschehen, daß mit Georg Heinrich Gübner, dem gewesenen Rapenwürth zu reden sein möchte, ob derselbe ihm Gesellen in sein Häußlein hinder dem zur Herberg gehörigen Stall, so Philipp Biners gewesen, ziehen ließe, und ist zwar E. Schott erbietig, sich hierzu gebrauchen zu lassen, will aber mit drey Gulden wochentlichen Wartgelt nicht Content sein, sondern anstatt deren 3 Reichsthaler haben, da doch gemeine Statt die 3 fl. zugeben sich verweigert, Sonst hatt d. Meister zum Höchsten gebetten, Adam Jud das schreyffen in den Häußern nicht zugestatten, sondern zu verwehren, Welches alles Ew. F. Gn. Ich gnedig anbevolhen mafen in underthenig mit berichtlich überschreibe . . ."

Daß der Vadergesell mit seinem Antrag aber doch nicht durchdrang, ergibt sich auß folgendem Vermerk in dem Ratsprotokoll vom 10. Oktober 1627:

"Dem Vadergesellen Hans Gall Schott ist Anzeig beschehen, daß er nunmehr künsttig zu den patienten, welche veste laboriren, gehen und daß man ihm deswegen wochentlich 3 fl. halb auß dem Hoff und halb auß dem Stattallmüßen geben werdt."

An den Markgrafen wird am 18. Oktober 1627 berichtet:

"Dasjenige schriftliche memorial, so Ew. F. Gn. Auß wegen ettlichen Puncten, die Infection der Pest betreffend, nechst abgewichener Tag gnedig ertheilen lassen, haben wir Burgermeister, Gericht und Rath eröffnet, und mit denselben darauß communiciret.

Soviel nun der ersten Punct berührt, bedancken gegen Ew. F. Gn. dieselbe sich Underthenig, daß, wie hiebevur auch fürdier, der auß des Gutedenleuthaus gehende Costen halb auß der Hoff- und halb auß dem Stattallmüßen genommen werden soll, bitten, dabeneben aber ebenemäßig Sie, daß wegen gehöriger Ort bevelch zu ertheilen gn. geruchen wolte,

2. So hatt man, Vora andere, des Vaders Knecht halber dahingeschlossen, demselben es auch angezeiget, daß ihm wochentlich 3 fl. gleichfalls halb auß dem Hoff und die andere Helfft auß dem Stattallmüßen gegeben werden solle, und würdt von Burgermeister, Gericht und Rath allein gehorsamblich gebetten, auch deswegen gn. bevelch abgeben zu lassen,

3. — — —

Mit Bericht vom 20. Oktober 1627 fragt der Rat wegen des Gallusmarktes an, der nicht nur wegen des herannahenden Herbstes, sondern auch „der Sterbenleüßtt“ um etwas „differirt werden müße“.

Im Frühjahr 1628 scheint die Pest zum Erlöschen gekommen zu sein, denn am 22. April 1628 richtet der Vader Sebastian Schel folgende Eingabe an den Markgrafen:

"Es seindt bereits 31 Wochen verfloffen, daß wegen der Infection mir, das Bad zu halten wie vormals also auch widerumb verbotten worden, deme Ich auch in schuldigem Gehorsamb parirt und nachgeseht, Wie beschwerlich aber mir solches gefallen und was vor großer Abbruch mir auch den Meinigen an Zeitlicher Nahrung dardurch beschehen, Zudem Ich das Gesindt ein als den andern wegen überm Haß ligen, Mit demselben aber wenig zu verdienen gehabt, das können Ew. F. Gn. Hövernünftig und sonst Menniglich un schwer ermessen. Demnach dan (dem Allerhöchsten sey darsür Lob und Danck gesagt) die Lust nicht nur außershalb an allen nechst unligenden Orten, sondern auch in der Statt alhie widerumb so gesundt und gut, daß man für dßmal von einigem Menschen, der an solche Seuch darniderligen thut, Wissenschaft, Und da die Badstuben Ernach also gesperrt sein solte, deßhalb zu meinem Verderben Ernach also gesperrt sein solte, Ew. F. Gn. selbst großen abgang an Zoll, Weg-Umbgelt und andern zu leiden, als gelebe ich der Underthan getrosten Zuversicht, Ew. F. Gn. Umb iezzerzelter motiven Und Ursachen willen an concediren und zugeben werden, daß Ich das Bad fürdier widerumb nie hiebevur halten und wärmen dürffe, Gestalt dann dieselbe Ich hierumb bestens fleißes gehorsamblich ersuch . . ."

Das Amt befürwortet des Vaders Gesuch mit Bericht vom gleichen Tag:

"Es ist dießes supplicirenden Vaders Undertheniges Anlangen erzehlermaßen beschaffen, und nicht ohn, daß Ew. F. Gn. an Zoll, Weg- und Umbgelt großer abbruch beschickt und weil (Gottlob) die Contagio widerumb nachgelassen, So hatt Gericht und Rath Underthenig, doch ohne Maßgebung, dafür gehalten, daß dem Supplicanten in seinem Underthenigen begeren wol zu willfahren sein möchte, weßhalb . . ."

Be  
ogische  
wohnt,  
findet  
gefühl  
malen  
dingt  
des G  
niragen  
die G  
Grund  
nicht i  
E  
irgend  
fance,  
ipirt  
haben  
leit u  
die S  
Logik  
rade i  
Städte  
verfall  
hes it  
R  
nen t  
zu Ne  
nische  
liegt,  
rend  
sichtba  
malen  
tonisch  
bildes  
beerei  
R  
— No  
Zwar  
den g  
in ein  
bild f  
Schöp  
ihr B  
Rarls  
Stadt  
heit i  
R  
denkfi  
klassi  
danke,  
sönnte  
sonder  
Es hi  
Wein  
die U  
mus"  
sonder